

Nigel McCrery
SCHWARZES SCHAF

KRIMINALROMAN

Aus dem Englischen von
Marie-Luise Bezenberger

Knaur Taschenbuch Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
»Tooth and Claw« bei Quercus, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Deutsche Erstausgabe Februar 2012
Knaur Taschenbuch

© 2009 Nigel McCrery

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2012 Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Viola Eigenberz

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildungen: Gettyimages / Panoramic Images
und FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-63962-7

*Ashley McCreery,
meinem Bruder und Freund*

PROLOG

Leg den Kopf in den Nacken und mach den Mund auf.« Die Stimme war kultiviert, sanft, ohne jegliche offenkundige Gefühlsregung. Nur ein ganz schwacher Hauch von akademischer Neugier, sonst nichts.

Er schüttelte den Kopf. »Bitte«, flehte er, und seine Stimme überschlug sich, »ich ...«

»Ich *habe gesagt*, leg den Kopf in den Nacken und mach den Mund auf.«

Im Atem seines Peinigers konnte er Alkohol riechen. Wegen des Tuchs, mit dem ihm die Augen verbunden waren, konnte er nicht sehen, was vor sich ging. Daher schnappte er vor Schreck und Schmerz nach Luft, als sich Finger in sein Haar schlangen und seinen Kopf nach hinten zogen, bis sein Gesicht zur Decke zeigte. Es fühlte sich an, als würden ihm die Haare mitsamt den Wurzeln ausgerissen. Während jene Hand sich noch immer in sein Haar krallte, packte eine andere sein Kinn und zwang seinen Mund mit Gewalt auf. Sie ließ wieder los, doch bevor er den Mund schließen konnte, wurde irgendetwas an seinen Zähnen vorbeigeschoben: etwas, das sich anfühlte wie eine Art Spanngummi beim Zahnarzt, eine Plastikplatte mit einem Loch in der Mitte, zu starr, als dass er sie zwischen Zunge und Gaumen hätte zusammendrücken können. Sie hielt seinen Mund weit offen wie in einem erstarrten, lautlosen Schrei. Er wollte sich dagegen wehren, seinen Peiniger zur

Seite stoßen und sich das Ding aus dem Mund reißen, doch seine Arme waren an den Stuhl gefesselt, und er konnte sich nicht bewegen.

Sein Atem fauchte in unregelmäßigen Stößen an der Sperre in seinem Mund vorbei. Am liebsten hätte er gewürgt. Die Innenseiten seiner Wangen und seine Zunge wurden trocken, als sein Speichel verdunstete. Tränen drängten sich zwischen seinen geschlossenen Lidern hervor und rannen ihm prickelnd über die Schläfen und ins Haar. Er fühlte, wie eine Hitzewelle der Scham seine Haut überlief. Er wollte stark sein, doch die Hilflosigkeit ließ ihn sich einer Ohnmacht nahe fühlen.

»Ich gieße dir jetzt etwas in den Mund«, ließ sich die Stimme vernehmen, so ruhig und gemessen, als lese sein Peiniger die Gebrauchsanweisung eines neuen Kosmetikprodukts vor. »Es ist wichtig, dass du nicht schluckst. Schließ den Rachenraum und atme durch die Nase.«

Er versuchte, den Kopf zu schütteln, doch der Griff in seinem Haar wurde fester. Etwas Glattes, Warmes berührte seine Unterlippe. Er wollte zurückweichen, doch die Hand an seinem Hinterkopf stieß ihn jäh vorwärts.

Ein Schlauch drängte sich zwischen seinen Zähnen hindurch, durch das Loch in dem Spanngummi, in seinen Mund. Fast hätte das Plastik ihn zum Würgen gebracht, als es über seine Zunge schabte. Noch ehe er auch nur Atem holen konnte, ergoss sich eine warme, dickflüssige Substanz in seinen Mund, sickerte zwischen Zähne und Wangen, drang unter seine Zunge, schickte tastende Finger seine Gurgel hinab, bis er sie verschloss. Er fühlte, wie sein Magen rebellierte; er musste durch die Nase atmen, doch er hyperventilierte, und seine Nasenlöcher schwollen zu, und

sein Atem ging nicht schnell genug. Allmählich wurde ihm schwindlig.

»Keine Angst, Liebling«, sagte die Stimme, während eine Hand sein Haar streichelte. »Gleich ist es vorbei.«

Und dann gar nichts mehr. Nichts als die langsam hart werdende, wachsartige Masse in seinem Mund und das immer schwerfälligere Pfeifen des Atems durch seine Nasenlöcher und das rote Knistern, das sich in die Dunkelheit vor seinen verbundenen Augen drängte, von außen hereinkroch, bis alles rot war und er ohne auch nur den leisesten Zweifel wusste, dass er sterben würde ...

I.

Die Morgendämmerung erschien eine Stunde vor Sonnenaufgang in Mark Lapslies Schlafzimmer.

Das zunehmende rosige Licht holte ihn langsam aus einem Traum, in dem Gehörtes, Gesehenes und Gefühltes zu einer einzigen glitschigen Masse aus unfertigen, abstrakten Empfindungen verschmolzen waren und in dem ihm mit wachsendem Entsetzen klar war, dass ihm irgendein Hinweis, irgendein Beweisstück von entscheidender Wichtigkeit entglitt, sich als etwas anderes tarnte, obwohl er keine Ahnung hatte, um was es sich handelte oder in welchem Fall er ermittelte.

Schließlich rollte er sich wach im Bett herum und schaute auf das Display des Weckers. Fünf Uhr. Zeit zum Aufstehen.

Der Wecker war eines der zahlreichen Zugeständnisse, die er an die Synästhesie hatte machen müssen, die immer stärker sein Leben beherrschte. Eine Zeitlang hatte er einen Digitalwecker mit LCD-Display benutzt, hatte jedoch festgestellt, dass ihn das ständige *Pieep* des Geräts mit dem Geschmack von Holzäpfeln im Mund erwachen ließ. Schließlich hatte ihm seine Frau aus reiner Verzweiflung einen Sonnenaufgangswecker gekauft: eine Uhr mit einer Kugel obendrauf, die allmählich immer heller leuchtete, wenn die Zeit heranrückte, die er eingestellt hatte. Kein Piepsen, kein Klingeln, überhaupt kein akustisches Signal,

lediglich ein allmählicher vorgetäuschter Sonnenaufgang, der seinen Körper sanft aus dem Schlaf holte.

Es war das wohlüberlegteste Geschenk gewesen, das seine Frau ihm je gemacht hatte. Kurz danach – vielleicht gestärkt durch den Gedanken, ihre Pflicht getan und dafür gesorgt zu haben, dass er trotz seiner gesundheitlichen Probleme zurechtkam – war sie ausgezogen und hatte die Kinder mitgenommen.

Es hätte viel schlimmer sein können. Wenigstens trafen sie sich noch, schliefen sogar von Zeit zu Zeit miteinander.

Lapslie setzte sich im Bett auf und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Er schaute zu den Fenstern hinüber. Sie waren doppelt verglast, um den Geschmack der Füchse fernzuhalten, die nachts schrien, und den Morgenchor der Vögel, die den echten Sonnenaufgang begrüßten. Draußen war es noch dunkel, doch er wollte sich an seinen Papierkram machen, bevor die Welt vor seinem Cottage zu erwachen begann. Nach einer Periode relativer Stabilität war seine Synästhesie im Laufe des letzten Jahres immer schlimmer geworden. Sie war von einem Zustand, in dem er es gerade noch ertragen konnte, sich in einem Büro aufzuhalten, solange er sich in ein ruhiges Zimmer zurückziehen konnte, wenn es zu viel wurde, bis zu einem Punkt fortgeschritten, an dem er bei dem Hintergrundgesumm beiläufiger Unterhaltungen ständig das Gefühl hatte, reisekrank zu sein, so dass er sich ungefähr alle halbe Stunde übergeben musste. Nur sein Cottage, in der Nähe von Saffron Walden isoliert auf dem Lande gelegen, verschaffte ihm ein wenig Linderung, und so hatte Superintendent Rouse seine Verantwortlichkeiten widerstrebend so arrangiert, dass er zu Hause arbeiten und eine Berichtsserie über die potenzielle Re-

strukturierung der Essex Police Constabulary schreiben konnte. Rouse war nicht glücklich darüber und hatte ein Gutachten von Lapslies Arzt angefordert, ehe er irgendetwas schriftlich festzuhalten bereit gewesen war, am Schluss jedoch hatte er akzeptieren müssen, dass Lapslie entweder zu Hause arbeiten oder kündigen würde. Anders ging es nicht.

Wenn Lapslie Glück hatte, konnte er noch ein paar Abschnitte des Berichts bewältigen, ehe die Geräusche von draußen zu aufdringlich wurden und er sich ins Schlafzimmer zurückziehen und versuchen musste, den Nachmittag zu verschlafen, ehe er sich am Abend von neuem an die Arbeit machte. Das Cottage lag abseits der Hauptstraßen – es stand allein inmitten etlicher Hektar Waldland –, trotzdem musste man sich mit dem Lärm von Traktoren und Ketten-sägen und dem Dröhnen jedes vorbeifliegenden Flugzeuges auseinandersetzen. Er hatte sogar erwogen, sich auf einen Nachtzyklus umzustellen, doch der Großteil der Polizeiaktivität fand immer noch bei Tage statt, und es galt, Telefonate zu führen und dringende E-Mails zu beantworten.

Der Sonnenaufgangswecker strahlte jetzt hell und warf einen leuchtend gelben Schein durchs Zimmer. Lapslie schob die Bettdecke zurück, stand auf und tappte nackt quer durchs Zimmer auf das Bad zu. Dort duschte er rasch; das Zischen des Wassers ließ Ströme von Blumenkohlgeschmack seine Kehle hinunterschießen. Dann zog er sich fürs Büro an: ein hellblaues Baumwollhemd mit französischen Manschetten, eine dunkelblaue Krawatte mit einem Muster aus ineinander verschlungenen goldenen Ringen, die Vorgesetzte glauben ließ, er wäre, ohne es je bestätigt zu haben, vielleicht ein Freimaurer, und ein dunkler Anzug mit dis-

kretem blauem Nadelstreifeneffekt. Wenn er schon zu Hause arbeitete, dann wollte er sich auch so *fühlen*, als würde er arbeiten.

Doch selbst die abgeschiedene Zuflucht, die das Cottage bot, wurde langsam, aber unerbittlich zu einem Gefängnis aus Geräuschen.

Manchmal, wenn er einen Wasserhahn zu rasch aufdrehte, dröhnten und klapperten die Wasserleitungen, als hämmerte jemand mit einer Eisenstange dagegen. Nachdem die Zentralheizung angesprungen war, knarrte das Haus etwa eine Stunde lang, wenn sich die Balken ganz leicht dehnten. Der Wind, der um die Mauern wehte, ließ die Lüftungsklappe im Bad vibrieren, wenn er im falschen Winkel auf sie traf. Und manchmal waren hinter den Wänden oder in der Decke Geräusche zu hören, die vielleicht von vorbeihuschen den Mäusen stammten oder möglicherweise auch nur von kleinen Stückchen Putz, die in Lücken zwischen den Ziegeln fielen. Die Laute verursachten einen ständigen unangenehmen Hintergrundgeschmack in seinem Mund, wenn er sich im Haus aufhielt, eine seltsame Kombination aus Limettensaft und angefaulten Walnüssen.

Sein Büro befand sich auf der Rückseite des Cottages, doch er zögerte, bevor er hinüberging, um dort an dem Bericht weiterzuarbeiten, wo er am Abend zuvor aufgehört hatte. Er musste sich innerlich wappnen. Er musste sich auf diese Aufgabe vorbereiten. Eine Tastatur zu benutzen war ihm verhasst – bei dem ständigen Klicken der Tasten schmeckte er heiße Sardinen in Tomatensoße –, daher schrieb er so viel wie möglich mit der Hand und brachte die fertigen Seiten dann zu einer Frau in Saffron Walden, die sie für ihn abtippte und auf eine CD-ROM brannte. Es war altmodisch – so

gar viktorianisch –, doch anders ging es nicht. Selbst dann jedoch musste er sich bemühen, beim Schreiben seine Haltung nicht zu verändern, damit der Stuhl nicht knarrte oder die Polsterfüllung sich nicht verschob.

Manchmal hatte er das Gefühl, als verbrächte er seine Zeit in völliger Regungslosigkeit, in vollkommener Ruhe, während das Leben an ihm vorbeiglitt wie Wasser an einem Fels. Andere Menschen konnten sich in Bars und Pubs amüsieren, im Restaurant und im Kino, er jedoch war zu einem mönchischen Leben in weitgehender Stille und Kontemplation verurteilt.

Es gab Zeiten, wo er sich wünschte, er könnte einfach einen Chirurgen bitten, die Nerven zu durchtrennen, die Empfindungen von seinem Mund ans Gehirn weiterleiten, doch selbst dann, dachte er, hätte er wahrscheinlich immer noch mit den ungewollten Geschmacksreizen zu kämpfen. Schließlich waren sie nicht real – nur Phantome, die ihren Ursprung irgendwo in seinem Gehirn hatten. Das wusste er, weil er in den Anfangszeiten der Synästhesie manchmal versucht hatte, seine Geschmacksknospen zu betäuben, entweder mit einem Anästhesie-Gel für orale Behandlungen, das er in einer Apotheke ausfindig gemacht hatte, oder – aus reiner Verzweiflung – mit dem schärfsten *Murgh-Phall*-Curry, das er beim nächsten Lieferservice hatte bestellen können. Beides hatte nicht funktioniert. Er hatte festgestellt, dass er mit dem oralen Anästhetikum immer noch Geräusche als Geschmacksempfindungen umsetzte, allerdings waren sie auf unangenehme Weise gedämpft und verzerrt, während ihm das *Murgh Phall* lediglich zwei Tage lang Sodbrennen beschert hatte.

Ein leises Klopfen an der Tür des Cottages ließ Räucher-

heringe über seine Zunge und um die Zähne huschen. Er sah auf die Uhr. Fünf Uhr morgens – viel zu früh für den Briefträger.

Arbeit. Es musste Arbeit sein.

Er öffnete die Tür. Detective Sergeant Emma Bradbury stand draußen. Ihr Auto war in 100 Meter Entfernung rück-sichtsvoll so geparkt, dass das Geräusch des laufenden Mo-tors ihn nicht allzu sehr behelligen würde. Das Licht der Scheinwerfer, kombiniert mit dem feinen Nebel, der in der Luft lag, machte sie zur Silhouette, umgab ihren Körper mit einem körnigen Heiligenschein. Sie trug eine graue Sei-denbluse mit einer schwarzen Bolerojacke darüber und schwarze Jeans.

»Emma?«

Sie begrüßte Lapslie mit einem nervösen Kopfnicken.

»Boss – tut mir leid, dass ich Sie störe.« Zitrusaroma lag in ihrer Stimme. »Eigentlich wollte ich vom Auto aus anrufen, aber ich hab gesehen, dass bei Ihnen im Schlafzimmer Licht war.«

»Ich wollte früh anfangen. Rouse lässt mich Berichte für ihn schreiben.«

Sie nickte. »Ja, das hat er gesagt.« Sie warf einen Blick auf den Türrahmen, an dem seitlich die Namensplakette des Hauses angebracht war. »Thyme Cottage? Das ist mir bis-her nie aufgefallen. Wie niedlich.«

Er holte tief Atem und fühlte, wie Reste des Schlafes noch immer an den Ecken und Winkeln seines Gesichtsfeldes zupften, seinen Kopf schwer machten und seine Augen tro-cken jucken ließen.

»Das war die Idee meiner Frau. Sie ist Therapeutin, Ganz-heitstherapie. Hören Sie, ich nehme doch an, dass das hier

kein Höflichkeitsbesuch ist. Ich habe Sie seit Monaten nicht mehr gesehen.«

»Nein, wir haben ... wir haben einen Fall. Wir beide.« Immer wieder hob sie die Finger an den Mund, als sehne sie sich nach einer Zigarette, und rieb sich dann nervös die Oberlippe, wenn sie merkte, dass sie nichts in der Hand hielt.

»Ich bearbeite keine Fälle mehr, Emma«, erwiderte er sanft.

»Die geben mir das Gnadenbrot. Und ich dachte, Sie arbeiten jetzt mit jemand anderem zusammen.«

»Tue ich auch. *Habe* ich auch getan. Superintendent Rouse hat ausdrücklich gesagt, ich soll Sie holen. Er hat darauf bestanden.«

»Das ist mir egal.« Lapslie atmete tief durch. »Emma, ich *kann* einfach nicht. Ich bin körperlich nicht dazu in der Lage. Das weiß Rouse auch.«

»Er hat gesagt, ich soll Ihnen sagen, er braucht Sie für diese Geschichte. Er hat mich von zu Hause aus angerufen.«

»Sagen Sie ihm, ich weigere mich. Nein, ich rufe ihn an und sag's ihm selbst.«

Wieder diese nervöse Bewegung der Hand zum Mund. »Ich soll Ihnen ausrichten, dass Sie noch einen Bericht für ihn schreiben sollen. Eine Analyse darüber, wie Polizisten bei Zeugenaussagen vor Gericht Beweise präsentieren. Er hat gesagt, Sie müssten die nächsten drei Monate bei Anhörungen und Verhandlungen in South End anwesend sein, damit Sie auch ganz sicher alles an Belegen haben, was Sie brauchen.«

Lapslie schloss die Augen und schüttelte den Kopf. »Das ist Erpressung.«

»Ja, er hat auch gemeint, dass Sie das sagen würden. Und ich soll Ihnen sagen, dass Sie recht haben – es ist Erpressung.«

»Okay. In Ordnung. Dann erzählen Sie mal, in so wenigen Worten, wie Sie es hinkriegen.«

Bradbury zögerte ein paar Sekunden, um ihre Gedanken zu ordnen. »Eine junge, hübsche Fernsehrichtensprecherin ist nackt und verstümmelt auf ihrem Bett gefunden worden, an das sie mit dicken Kabelbindern aus Plastik gefesselt worden war.«

»Großer Gott.« Mit einem Ruck aus den Spurrillen des Selbstmitleids gerissen, in denen er festgesessen hatte, ging Lapslies Verstand im Eiltempo die unterschiedlichen potenziellen Schwierigkeiten durch, die ein solcher Fall mit sich bringen konnte. »Ist sie tot?«

»Ich hoffe es«, antwortete Emma ernst. »Ich würde mir *wirklich* nicht gern vorstellen, dass sie vielleicht noch am Leben ist, so, wie sie jetzt aussieht.«

»Sie waren schon dort?«

»Ich hatte Dienst, als die Meldung reinkam. Sobald ich herausgefunden hatte, wer das Opfer war, habe ich meine Vorgesetzten informiert. Die haben das Ganze nach oben durchgereicht, und Superintendent Rouse hat mich zurückgerufen und gesagt, ich soll Sie zu dem Fall hinzuziehen.«

»Wer *war* denn das Opfer?«, fragte Lapslie und dachte an die Ermittlungen vor zehn Jahren, als die BBC-Nachrichtensprecherin Jill Dando erschossen worden war. Unwillkürlich krampften sich seine Bauchmuskeln zusammen.

»Sie hieß Catherine Charnaud«, antwortete Emma. »Spricht die Nachrichten auf einem von den Satellitenprogrammen.« Lapslie hörte nicht richtig zu. Stattdessen erinnerte er sich an jene Tage, Wochen, Monate der Arbeit an dem Fall Jill Dando und daran, wie das Mikroskop der öffentlichen Aufmerksamkeit zu einer verhängnisvollen Folge von Feh-

lern und Mutmaßungen bei den Ermittlungsarbeiten geführt hatte. Wenn ein Polizist getötet wurde, setzte die Polizei sämtliche Hebel in Bewegung, um den Schuldigen zu finden. Das war eine sofortige, instinktive Reaktion. Niemand nahm Urlaub, jeder tat, was er tun musste, ganz gleich, wie unbedeutend. Als Jill Dando umgebracht worden war, hatten ihre Kollegen ähnlich reagiert. Die sich anschließenden Ermittlungen waren wahrscheinlich die am genauesten überwachte, am ausführlichsten diskutierte und journalistisch am akribischsten auseinandergenommene Polizeiarbeit, die jemals stattgefunden hatte.

Und jetzt würde das wieder passieren. Er konnte es fühlen. Kein Wunder, dass Rouse ihn dabei haben wollte. Fast hätte er dem Mann verziehen. Fast.

»Okay«, sagte er. »Wo müssen wir hin?«

»Nach Chigwell, Holy Cross Road. Das Haus heißt ›Manor Farm«, aber von Farmland ist da in der Gegend nicht viel zu sehen. Liegt mitten im Speckgürtel der Fußballerfrauen und -freundinnen.«

»Was von einem Keuschheitsgürtel wohl so weit entfernt ist wie überhaupt nur möglich.« Sein Verstand ging hastig Optionen und Pläne durch, von denen er gedacht hatte, dass sie jetzt hinter ihm lägen und allmählich im Rückspiegel seiner Karriere verschwänden. »Hängen Sie sich ans Telefon. Halten Sie Neugierige fern und sorgen Sie dafür, dass diejenigen, die den Tatort nach außen absichern, nicht mit den Reportern reden. Und ich meine damit *überhaupt* nicht reden. Nicht einmal ein ›Kein Kommentar‹. Wenn ich von den Reportern irgendetwas anderes als neunmalklugen Vermutungen höre, ziehe ich irgendjemandem das Fell ab und nimm's als Sitzbezug.«